Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 50 (1970-1971)
Heft: 3

Artikel: Albert Schweitzer: "Aus meinem Leben" : ein unveröffentlichter Vortrag
Autor: Jacobi, Erwin R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162476

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Albert Schweitzer: «Aus meinem Leben»

Ein unveröffentlichter Vortrag

MITGETEILT VON ERWIN R. JACOBI

Am 14. Januar dieses Jahres war der 95. Geburtstag von Albert Schweitzer. Er ruht unter seinen geliebten Palmen auf dem Gelände seines Spitals am Äquator. Ein einfaches Betonkreuz trägt die Inschrift: «Ci gît / le Dr. Albert Schweitzer / né le 14.1.1875 / décédé le 4.9.1965.» Der hier erstmals zum Abdruck gelangende Text wurde vor etwa einem Jahr im «Albert-Schweitzer-Zentralarchiv» (Günsbach/Oberelsass) als maschinegeschriebenes Manuskript aufgefunden. Zusätzlich zum Titel «Aus meinem Leben» steht über dem Text noch die Bemerkung «Skizze des Vortrags im Radio Köln 20. 4. 1932». Eine Rückfrage beim Historischen Archiv des Westdeutschen Rundfunks (WDR) in Köln ergab, dass Albert Schweitzer tatsächlich an diesem Tag dort einen Vortrag von einer halben Stunde mit dem genannten Titel gehalten hat (21.35–22.05 Uhr), dessen Text nicht veröffentlicht worden ist – in der betreffenden Programmzeitschrift «Die Werag» (Jahrgang 1932, Seite 246) befindet sich eine Abbildung Schweitzers am Mikrophon. Ausserdem konnte der WDR eine Tagebucheintragung des damals bei ihm tätigen Regisseurs und Charakterspielers Josef Kandner vom 21.4.1932 mitteilen (das Tagebuch war aus dessen Nachlass in den Besitz des WDR gekommen): «Gestern abend war Prof. Dr. Albert Schweitzer bei uns im Funkhaus. Wohl der bedeutendste ‹Mensch› der Gegenwart, wenn nicht gar der 1. Hälfte des XX. Jahrhunderts überhaupt!» Die vorliegende Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Frau Rhena Eckert-Schweitzer, Lambarene.

In seiner letzten und gleichzeitig umfassendsten autobiographischen Veröffentlichung, «Aus meinem Leben und Denken», hatte Schweitzer nur bis zum Sommer 1930 über sich berichtet, das kurze Vorwort zu dem fertig gesetzten Text hatte er am 13. Juli 1931 in Lambarene niedergeschrieben. In der Zeit von 1930 bis 1965, also von seinem 55. bis zu seinem 90. Lebensjahr, hat Schweitzer eigentlich nur noch in Briefen an seine Freunde über sein Leben berichtet. Diese Dokumente werden zur Zeit durch das Zentralarchiv in Günsbach gesammelt, gesichtet und geordnet, um dereinst in passender Form der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stehen. Alle übrigen autobiographischen Schriften Schweitzers stammen aus früheren Jahren: «Zwischen

Wasser und Urwald» (1921), «Aus meiner Kindheit und Jugendzeit» (1924), «Mitteilungen aus Lambarene» (1925–1928) und «Selbstdarstellung» (1929). So kommt dem vorliegenden Erstdruck schon deshalb eine besondere Bedeutung zu, weil es sich um die zeitlich letzte öffentliche Äusserung Schweitzers über sein Leben handelt.

Ende Januar 1932 war Schweitzer, von seinem dritten Afrikaaufenthalt (1929–1932) aus Lambarene kommend, mit dem Schiff in Bordeaux eingetroffen. Im März 1933 verliess er Europa abermals, um sich, wiederum in Bordeaux, zu seiner vierten Ausreise in die Tropen einzuschiffen. Höhepunkt und terminbestimmender Faktor dieses Europaaufenthalts war die *Gedenkrede*, die Schweitzer bei der Feier der 100. Wiederkehr von Goethes Todestag in dessen Vaterstadt Frankfurt a.M. am 22. März 1932 auf Einladung des Magistrats hielt, die zweite von seinen insgesamt vier bedeutenden Reden über den ihm im Geiste verwandten Dichter. (Die erste Rede hatte er bei der Verleihung des Goethepreises der Stadt Frankfurt 1928, die letzte bei der Feier der 200. Wiederkehr von Goethes Geburtstag in Aspen/Colorado, USA, 1949 gehalten.) Während seiner Arbeit an dieser Rede schrieb er aus Lambarene im November 1931 an eine Freundin in Frankfurt: «... Etwas Nettes: Als Oberprimaner wurde ich nach Goethes Todesjahr gefragt und wusste es nicht, worauf der Lehrer mich grober Unbildung zieh! Und nun soll ich am Hundert-Jahrtag des Todes in Goethes Geburtsstadt die Weiherede halten! Wenn das mein Lehrer hätte ahnen können...»

Auf einer Konzertreise durch England und Schottland im Juni 1932 konnte der damals 57jährige «Grand Docteur», wie die Schwarzen in Lambarene Schweitzer nannten, dessen überragendes und prophetisches Denken die Verantwortungsbewussten in allen Ländern überzeugte und das sich in gleicher Weise in seinem wissenschaftlichen, künstlerischen und humanitären Wirken kundtat, vier Ehrendoktorate entgegennehmen: in Oxford das theologische, in Edinburgh das theologische und das musikalische sowie in St. Andrews das juristische. Zuvor hatte er während knapp vier Wochen in Holland zwanzig Konzerte auf den schönen alten Orgeln dieses Landes gegeben und im Mai aus Groningen seinen Freund Sir Donald Tovey, den bekannten Pianisten, Komponisten und Musikschriftsteller, erwartungsvoll angefragt: «Findet in jenen Tagen an der Universität eine Feier statt, an der mir meine doppelte Edinbourgher Doctorwürde, auf die ich sehr stolz bin, verliehen wird?» Aus Schottland reiste Schweitzer zu Konzerten und Vorträgen nach München, wohin er seinem dortigen Beauftragten als Antwort auf eine in letzter Minute erfolgte Terminänderung «Am St. Johannistag 32» aus Edinburgh schrieb: «... Haben Sie ja keine Angst, dass ich wegen Terminverlegung verstimmt sei. Meine Devise ist: ‹Eine Seele wie ein Engel und ein Fell wie ein Nilpferd›.»

Inmitten all dieser Ereignisse hielt Schweitzer im Radio Köln den Vortrag

«Aus meinem Leben», dessen Manuskriptkopie sich unter seinen von ihm selber sorgfältig sortierten und verpackten Briefen an jene Freundin in Frankfurt fand, die wahrscheinlich die Niederschrift mit der Schreibmaschine für ihn besorgt hatte. «Bei Manuskripten aufbewahren» hatte er mit eigener Hand auf das Briefpaket geschrieben.

Von sich selber zu schreiben oder zu reden hat etwas Bedenkliches. Wer es unternimmt, muss sich immer wieder fragen, ob er Recht damit tut. Er muss befürchten, dass es anderen als Selbstüberhebung erscheint. Sich selbst gegenüber muss er sich überwinden so von seinem Eigensten, das der Mensch sonst für sich behält oder nur mit seinen Vertrautesten teilt, preiszugeben. Und so möchte auch ich lieber von Gedanken als von meinem Leben sprechen. Andererseits aber gebe ich mir Rechenschaft davon, dass ich von jeher für Bücher, die irgendwie Memoirencharakter hatten, ein besonderes Interesse hatte, weil es mir wertvoll war zu sehen, wie das Leben und die Gedanken eines Menschen zusammengehören. In dieser Erwägung überwinde ich meine Befangenheit und wage die Mitteilung von mir selber zu machen. Wollen Sie es bitte so aufnehmen, wie es gemeint ist.

Mein Leben nimmt sich von aussen betrachtet etwas abenteurerhaft aus, ist aber im Grunde ziemlich einfach. Ich stamme aus einem Schulmeister- und Organistengeschlecht. Und wenn ich an einer Dorfschule vorübergehe, wo der Lehrer mit den Kindern «Wer hat Dich Du schöner Wald» einübt, oder den Dorforganisten an seiner Orgel sehe, überkommt mich ein Heimweh nach dem Berufe, den ich von meinen Vorfahren her im Blute trage. Die Güte eines Grossonkels, der mich zu sich nach Mülhausen nahm, ermöglichte es meinem Vater, mich auf das Gymnasium zu tun. Nachher studierte ich in Strassburg Theologie, Philosophie und Musik und ging später noch auf einige Zeit nach Paris und Berlin. 1901, 26 Jahre alt, begann ich theologische Vorlesungen an der Universität Strassburg zu halten. Als Orgelspieler hatte ich mich schon als Student zu betätigen begonnen. Meine hauptsächliche wissenschaftliche Arbeit galt der Erforschung der Probleme des Lebens Jesu und der Entstehung des Christentums überhaupt, sowie den Beziehungen zwischen Religion und Philosophie. In der Kunst kam ich dazu, mich in besonderer Weise Bach zu widmen, weil ich mich der Natur meines Wesens nach, zu seiner in ihrer ungeheuren innerlichen Lebendigkeit dennoch so abgeklärten und formvollendeten Kunst, sowie zu seiner einfachen Persönlichkeit hingezogen fühlte.

Auf den Erfolg meiner Bücher über die Leben-Jesu-Forschung und über Bach hin, erwarteten meine Freunde, dass ich es in der Laufbahn des Universitätslehrers und des Künstlers zu etwas brächte und waren daher überrascht und unwillig, als ich ihnen im Herbst 1905 mitteilte, dass ich Medizin studieren würde, um einmal den Eingeborenen der Gegend von Lambarene, im westlichen Äquatorial-Afrika, als Arzt zu dienen. Der gute Eigensinn und die gute Ge-

sundheit, die ich von der Natur empfangen habe, das Zusammentreffen glücklicher Umstände, und die Hilfe, die ich von lieben Menschen empfing, haben mir die Verwirklichung dieses Planes ermöglicht. Zugleich stellte es sich aber zu meiner Überraschung und Freude heraus, dass ich mich daneben in Wissenschaft und Kunst weiter betätigen könne. Und so lebe ich jetzt ein Doppeldasein: zwei Drittel meiner Zeit verbringe ich als Arzt in meinem Spital zu Lambarene, mich dort mit einem oder zwei Kollegen in die grosse Arbeit teilend, ein Drittel in Europa, teils in der Zurückgezogenheit an einigen wissenschaftlichen und philosophischen Werken arbeitend, die ich noch fertig bringen möchte, teils auf der Orgel ein bisschen in ganz Europa herum Bach spielend.

Und nun, wie empfinde ich den Zusammenhang zwischen den Ideen, die ich vertrete, und meinem Leben? Die Grundüberzeugung, von der mein Leben getragen ist, ist die, dass das geistige Leben der Einzelnen, wie auch der Völker und der Menschheit nicht zu richtiger Entfaltung kommt, weil wir uns nicht genug dem Denken ergeben. Schon als Knabe konnte ich nicht begreifen, dass man die Überzeugung und Ideale, in denen der Mensch die geistige höhere Auffassung seines Lebens zu betätigen hat, auf etwas Anderes als das Denken begründen wolle und das Vorurteil, dass der denkende Mensch ein öder Verstandesmensch werden müsse. Mir wollte im Gegenteil feststehen, dass alles, was uns als wertvolle geistige Wahrheit überliefert sei, sich in dem Denken als solche zu erweisen habe und in ihm auch als solche begriffen, ja vertieft werden könne. Dieser zuversichtliche Glaube an die im Denken erkennbare Wahrheit hat mich mein ganzes Leben hindurch begleitet. Er bildet das fundamentale Erlebnis meines Daseins. Ich bin überzeugt, dass der Mensch durch das Denken zum ethischen Verhalten und zur Frömmigkeit geführt wird, weil ich solches an mir selber erlebt habe.

Indem ich mich ohne irgendwelche Ängstlichkeit dem Denken überliess und die Wege ging, die es mich führte, bin ich dazu gekommen, das grosse Gebot der Liebe, das im Mittelpunkt der Verkündigung Jesu steht, als etwas Denknotwendiges zu begreifen. Wer über sich und sein Verhältnis zu den Menschen und zu dem Lebendigen um ihn herum wahrhaft nachdenklich wird, der kann nicht anders als zur Erkenntnis gelangen, dass wir in tiefster Weise mit den Schicksalen anderen Lebens, das in unseren Bereich tritt, mitfühlend sein müssen und ihm in Hingabe in aller Not beizustehen haben, soviel wir nur immer können. Im Denken gelangen wir zur Ehrfurcht vor dem Leben und erkennen als unsere Pflicht, wo wir nur immer können Leben zu erhalten und zu fördern, und Vernichtung und Schädigung von Leben zu vermeiden – auch wenn es sich um Leben und Leiden irgend eines Armen kreatürlichen Wesens handelt, dessen Bedeutung in der Welt wir nicht erkennen. So stelle ich ganz allgemein als das Grundprinzip des Sittlichen auf: gut ist Leben erhalten und fördern, böse ist Leben vernichten und hemmen. Nach diesem versuche ich zu leben und andere auch zu derselben Überzeugung zu bringen, von der Gewissheit erfüllt,

dass, wenn mehr Denken unter den Menschen sein wird, auch mehr Liebe in der Welt sein wird.

Ein anderer Gedanke, der mein Leben beherrscht ist der, dass wir das, was uns als Glück im Leben begegnet, nicht als etwas Selbstverständliches hinnehmen dürfen, sondern in irgend einem Helfen oder Dienen ein Dankbarkeitsopfer dafür bringen müssen. Von diesem Gedanken bin ich schon als Kind bewegt worden. Dass ich in dem väterlichen Pfarrhause, bei lieben und verstehenden Eltern eine in jeder Hinsicht glückliche Jugend verleben durfte, schien mir etwas Unfassliches, wenn ich andere Kinder sah, die es zu Hause schwer hatten, Not litten oder kränklich waren, und als ich dann in der Wissenschaft und der Kunst dank der empfangenen Gaben und der Energie und der Gesundheit, die mir zu Gebote standen, etwas leisten durfte, da wuchs die Überzeugung immer stärker in mir an, dass die geheimnisvolle Macht, die über unsere Leben waltet, mich durch solches Erlebenlassen von Glück dazu bestimmt habe, Entsprechendes im Dienen und Hingabe dafür zu leisten. Aus solchem denkenden Erleben von Glück ist dann der Entschluss in mir entstanden, Arzt zu werden, um den Armen im Urwald, die ärztliche Hilfe entbehren, Linderung ihrer Not bringen zu können.

Durch alles, was ich seitdem erlebt habe, bin ich in diesen Gedanken über die geheimnisvolle Bedeutung des Glückes nur bestärkt worden. Als der Weltkrieg vorüber war, und ich am Leben geblieben war, wo so viele, die mit mir auf der Schule und der Universität gewesen, den Tod erlitten hatten, oder in ihrer Gesundheit schwer geschädigt worden waren, kam es mir vor, dass ich mein Leben als etwas geschenkt erhalten, das mir nicht mehr in der früheren Weise zu eigen gehöre. Und als ich bei der ersten Gedenkfeier für die Toten des Weltkriegs zu predigen hatte, habe ich diesen Gedanken dieser Predigt zu Grunde gelegt.

So bin ich nun ein Mensch geworden, der für die anderen etwas gefährlich ist, weil ich den Gedanken unter ihnen vertrete, dass alles Glück, das wir erfahren, bedeutet, dass wir dafür etwas von unserem Leben dahin geben müssen. Und mein Wunsch ist, dass er für Viele Bedeutung gewinne. Wie ganz anders wäre doch die Welt, wenn wir, statt immer von ausgleichender Gerechtigkeit zu reden, selber etwas ausgleichende Gerechtigkeit trieben, und jeder von uns sich fragte: Was darfst Du von dem, was Du mehr als Andere an Glück empfangen hast, wirklich für Dich behalten? Dabei verstehe ich unter Glück nicht allein Besitz und glückliche äussere Lebensumstände, sondern auch Gesundheit, Leistungsfähigkeit, glückliche Gemütsveranlagung. Ich verstehe darunter sogar gesunden Schlaf. Wir übersehen so viel, was uns als Glück zu Teil geworden ist, weil wir nicht nachdenklich genug sind über Glück.

Gar oft werde ich von Menschen gefragt: «Wir möchten gerne Dienen und Hingebung üben, aber wie sollen wir es machen? Unser ganzes Dasein ist in dem Beruf, den wir haben, und in Pflichten, die uns vorgezeichnet sind, eingeschlossen.» Und ich weiss, es ist viel Liebe, viel Idealismus in den Menschen, der

nicht zur Tat werden kann, so wie er zur Tat werden möchte. Wie leide ich darunter, wenn ich lieben, tüchtigen Menschen, die mir ihre Dienste für mein Urwaldspital anbieten, sagen muss, dass ich keinen Platz und keine Beschäftigung für sie habe, und sie mich dann fragen, wo und wie sie sich betätigen könnten und ich nichts für sie finde. Und dann wieder die Anderen, die sich gern im Tun der Liebe ausgeben möchten und bei den nächstliegenden Pflichten, wie sie das Leben ihnen vorschreibt, zu verbleiben haben und sich in Sehnsucht nach einem Tun, in dem sie in unmittelbarer Weise Aufopferung betätigen können, verzehren. Nur bei wenigen Menschen fügt es sich ja so, dass das Dienen an anderen, wie es ihnen vorschwebt, sich voll verwirklichen lässt. Dass dies bei mir der Fall war, sehe ich als das grösste Glück meines Lebens an.

Aber in irgend einer Weise ist es uns doch allen möglich mit unserer Zeit, mit unseren Gaben, mit dem was wir im Herzen tragen anderen zu helfen. Und je schwerer und unscheinbarer es ist, desto wertvoller. Ich meine neben Amt und Berufe, den wir im Leben haben, und der unser alltägliches Dasein ausmacht, müssen wir gewissermassen noch nach einem Nebenamt suchen, in dem wir uns rein als Menschen am Menschen betätigen. Ich sage: suchen. Denn es heisst oft lange suchen und warten, bis man es gefunden. Und da werden viele müde und geben es auf. Aber wer wahrhaft sucht und Geduld bewahrt, der findet es und damit ein Glück, das mit mildem, stillen Lichte sein Leben erleuchtet, ein Glück, das von dem Worte Jesu ausstrahlt: Wer sein Leben verliert, der wird es finden.

So ist es also auch ein Erlebnis, das für mein Leben bedeutungsvoll ist, dass ich durch Vieles, was ich mit Menschen erlebt habe, dazu gelangt bin, zu wissen, dass sie viel mehr Liebe, Güte und Idealismus in sich tragen, als man ihnen äusserlich ansieht und als in ihrem Leben bemerklich wird. Es ist das Gute, das in ihnen ist und nicht an den Tag kommen kann, weil es die Verhältnisse nicht erlauben, oder weil sie müde werden in vergeblichen Versuchen es zu betätigen. Meine Überzeugung ist auch, dass wir alle das Gute, das in den Anderen ist, niederhalten und hemmen, weil wir ihnen nicht genug Glauben an das Gute, das in ihnen ist, entgegenbringen. Darum halte ich mich immer an, in meinem Leben allen denen ich begegne solchen Glauben entgegenzubringen, als das schönste Helfen, das wir einer dem anderen erzeigen können. Nun spriesst und blüht es überall. Wie kommt das? Was in der Knospe verborgen war, wird zum Leben gerufen? Wodurch? Durch die Sonne. So wollen wir durch den Glauben an Andere Sonne für das sein, was Gutes in ihrem Herzen ist, dass es sich entfalten könne. – Nicht wahr, das wollen wir von der Frühlingssonne lernen, die uns selber in die Herzen scheint. –

Als charakteristisch für Schweitzer kann gleich im ersten Absatz seine Betonung der Zusammengehörigkeit von Leben und Denken eines Menschen

gelten, ist doch ihre völlige Übereinstimmung eines der hervorstechendsten Merkmale seiner eigenen Persönlichkeit. – Zu den Angaben über Herkunft und Jugendzeit im zweiten Absatz kann jeder Interessierte in Schweitzers eigenen Veröffentlichungen (siehe oben) alles Wissenswerte nachlesen, ebenso über sein späteres Leben, dessen Entwicklung er im dritten Absatz andeutet. Typisch für den *Menschen* Schweitzer ist seine Einführung des Begriffes «Heimweh» zu Beginn des zweiten Absatzes, eines Wesenszuges, dem wir so häufig in verschiedenen Zusammenhängen in Schweitzers Briefen begegnen: etwa, wenn er sich immer wieder nach seinem Heimatdorf Günsbach sehnt, in dem sein Elternhaus stand und in dem er sich dann später auch sein eigenes Haus baute (von dem Geld des ihm 1928 zuerkannten Goethepreises der Stadt Frankfurt), oder, wenn er in Lambarene oft wehmütig an den geliebten Klang der Orgel von St-Sulpice in Paris denkt, auf der er zuerst mit seinem Lehrer Widor zusammen gearbeitet hatte, oder, wenn er sich bei der harten Arbeit in seinem Spital an die Aufführungen Bachscher Passionen und Kantaten erinnert, bei denen er einst regelmässig in Strassburg, Paris und Barcelona die Orgel gespielt hatte. Aber Heimweh und Sehnsucht wurden für ihn stets Triebfeder zu neuem Handeln.

Im Anschluss an Schweitzers Bemerkungen über sein Verhältnis zu J. S. Bach am Ende des zweiten und des dritten Absatzes kann hinzugefügt werden, dass in seinen Orgelkonzerten (und ebenso auf seinen Plattenaufnahmen) häufig auch Werke von F. Mendelssohn Bartholdy, von C. Franck, von seinem Lehrer, langjährigem Mitarbeiter und Freund Ch.-M. Widor und anderen erklangen, wenn auch das Werk J. S. Bachs stets im Mittelpunkt seiner Programme stand. Im Oktober 1934 schrieb er einem Freund den für ihn bezeichnenden Satz ins Stammbuch: «Je ne suis pas un ‹musicien célèbre› mais un humble serviteur de J. S. Bach.» Im übrigen galten Schweitzers grössere Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Musik ausschliesslich dem Werk Bachs und dem für die Wiedergabe seiner Orgelkompositionen geeigneten Instrument: «J. S. Bach, le musicien-poète» (1905), «J. S. Bach» (1908) – stark erweiterte deutsche Ausgabe, die in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde, «Deutsche und französische Orgelbaukunst und Orgelkunst» (1906, erweitert 1927), «Internationales Regulativ für Orgelbau» (1909) sowie seine mit Ch.-M. Widor begonnene und mit E. Nies-Berger zu Ende geführte kritisch-praktische Ausgabe sämtlicher Orgelwerke von J. S. Bach (1912/13, 1954, 1967). Aber auch für Fragen des praktischen Orgelbaus fand Schweitzer trotz aller seiner Inanspruchnahme auf wissenschaftlichem, künstlerischem und humanitärem Gebiet immer wieder Zeit. So beantwortete er nicht nur in aller Ausführlichkeit die im Juli 1932 an ihn ergangene Bitte des Aschaffenburger Architekten O. Leitolf um einen Vorschlag für Bau und Disposition einer neuen Orgel für eine neue Kirche, unter Beifügung eines detaillierten Entwurfs mit Kostenberechnung, sondern darüber hinaus

liess er es sich nicht nehmen, auch die Herstellungsprobleme des neuen Instruments persönlich zu betreuen.

Vom vierten Absatz an berichtet Schweitzer über sein Denken und über dessen bestimmenden Einfluss auf sein späteres Leben, insbesondere auf seinen Entschluss, «Arzt zu werden, um den Armen im Urwald, die ärztliche Hilfe entbehren, Linderung ihrer Not bringen zu können», einen Entschluss, der immer wieder missverstanden und falsch gedeutet wurde, wegen dessen man ihm so oft den Vorwurf einer Europaflucht machen zu müssen glaubte, eines Sich-Entziehens gegenüber angeblich wichtigeren, dringenderen und notwendigeren Aufgaben in seiner europäischen Heimat. Aber welche geradezu eiserne innere Logik beherrschte Schweitzers Entschlüsse, und welche Früchte bescherte sie der ganzen Menschheit! Es war das Gesetz seines Lebens gewesen, als weithin anerkannter Theologe, Seelsorger, Philosoph, Musiker und Bachforscher Medizin studieren und in Lambarene sein Spital bauen zu müssen, um als 40jähriger Tropenarzt an jenem denkwürdigen Septembertag 1915, zweieinhalb Jahre nach Beginn seiner ärztlichen Arbeit in Gabun, mitten im Ersten Weltkrieg, bei einer Fahrt auf dem Ogowe zu einer Patientin in tiefes Nachsinnen versunken, plötzlich bei Sonnenaufgang jenes Wort der *Ehrfurcht vor dem Leben* als Grundprinzip des Ethischen zu finden, das ihm zur Richtschnur seines Denkens, Glaubens und Handelns für sein ganzes weiteres Leben geworden ist. Der interessierte Leser sei in diesem Zusammenhang vor allem hingewiesen auf Schweitzers «Kulturphilosophie I – Verfall und Wiederaufbau der Kultur» und «Kulturphilosophie II – Kultur und Ethik» (1923). Vom dritten Teil dieses Werkes hinterliess Schweitzer nur fragmentarische Manuskripte, deren teilweise Veröffentlichung indessen in Aussicht genommen ist.

Blaise Cendrars

Aus der Einleitung zu einer Auswahl aus seinem Werk

HUGHES RICHARD

Was in jener Zeit geschah, halte ich für erinnerungswürdig. Wer immer damals als Reiter oder Soldat die Gegend durchzog, dem musste längs der Flüsse und Hecken, um Hütten und Höfe, das hektische Treiben von Helvetiergruppen auffallen. Während einige das Zaumzeug besorgten, häuften